

Meine Wanderungen in "St. Paul".

anje? Wie, so sind die Christen jenseits des Meeres? So lieb und freigebig und gut! Und solch schöne Sachen schicken diese Weißen uns armen Kindern! Da müssen wir aber recht brav werden und viel für diese guten Leute beten!"

Diejenigen, welche speziell mit einem Geschenk bedacht worden waren, wollten sogleich einen Dankbrief schreiben, andere eilten zur Kirche, um für die Wohltäter zu beten, alle aber waren voll Freude und Jubel. Eines freute sich über das Geschenk des andern. Da gab's keinen Neid und keine Eifersucht, wie der Schwarze überhaupt in hohem Grade freigebig und mitteilhaft ist. Dazu bestimmte der Hochw. P. Superior, daß jedes Kind etwas bekommen solle. Die einen Geschenke wurden sogleich verteilt, andere wurden für Weihnachten reserviert; das Christkind soll sie bringen, falls die Kinder brav und fleißig sind.

Uns Schwestern waren namentlich auch die Stoffsreste willkommen. Hierzulande bekommt man selten so gute, und wir können daraus für unsere schwarzen Pfleglinge eine Menge brauchbarer Sachen machen. Drum sagen auch wir unsern edlen Wohltätern tausend Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“. Möge ihnen der liebe Gott jede, auch die geringste Gabe für Zeit und Ewigkeit reichlich lohnen!

Ganz ähnlich schreibt Schwester Capistrana, Lehrerin in Himmelberg. „Vor etwas mehr als Jahresfrist erlaubte ich mir, um einige milde Gaben für unsere Mission zu bitten. Ich wußte zwar, daß in der fernern Heimat noch manch' edles, opferwilliges Herz zu finden sei, das auch für das Wohl der armen Heidenkinder schlägt und gerne bereit ist, ein Scherflein für sie zu bringen, doch meine Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Es ist allerlei Schönes und Nützliches gekommen von da und dort, und da ich außerstande bin, jedem einzeln zu danken, so tue ich es auf diesem Wege und sage allen unsern Wohltätern miteinander ein herzinniges „Vergelt's Gott!“

Und der Jubel und die Freude unserer Kinder! So was muß man selbst mitangesehen haben, denn die Schwarzen sind in ihrer Art noch viel lebhafter als die Weißen. Als sie am heiligen Weihnachtsabend voll Staunen und Ehrfurcht vor dem Christbaum standen und all' die schönen Sachen sahen, welche darunter lagen, da brachen sie unwillkürlich in die Worte aus: „O wie lieb müssen uns doch diese weißen Leute drüben über'm großen Meere haben, daß sie uns so viele und so schöne Sachen schicken! Die wollen wir aber auch lieben und wollen viel für sie beten, damit alle in den Himmel kommen. Werden wir sie wohl erkennen, wenn wir dort oben mit ihnen zusammenkommen?“

Nicht minder groß war die Freude, als wenige Wochen später abermals ein Kiste voll Kleider ankam. Jedes Kind bekam etwas, sogar der kleine Moses und sein Kamerad Umfanyana, die bisher mit einem arg zerrissenen Hemdchen umherliefen, haben nun ein nettes Jackchen an und sind nicht wenig stolz darauf. Ein Rest der Kleidungsstücke wanderte in's Vestiarium und wird dort sorgsam aufbewahrt für die Zeit der Not. Weiß nicht, wie lang der Vorrat noch reichen wird, denn oftmals sind die Heidenkinder, die hierher kommen und um Aufnahme in die Missionschule bitten, so schlecht gekleidet, daß man ihnen schleunigst etwas zur Bedeckung geben muß.

Meine Wanderungen in „St. Paul“.

Von Br. Bartholomäus Schabl, R. M. M.

Motto: Wir haben hienieden keine bleibende Stätte. Hebr. 13, 14.

Bin Schreiner von Beruf, habe nicht nur als Jungeselle in mancher Werkstatt gearbeitet, sondern bin auch als Ordensmann ungezählte Tage und Stunden an der Hobelbank gestanden. Nachdem ich 23 Jahre hindurch in Südafrika tätig gewesen, kam ich im Mai 1911 im Auftrage meiner Obern nach „St. Paul“, unserm neuen holländischen Missionshaus. Natürlich fragte ich sogleich, ob auch eine Hobelbank da sei und das nötige Schreinerwerkzeug. Es hieß, es ist alles da, und auch Arbeit gibt es genug; denn bei einer Neugründung ist ein Schreiner an allen Enden und Ecken nötig; bald gibt's etwas Neues zu machen, bald wartet etwas Altes auf Reparatur.

„Gut, Arbeit war von jeher meine Freude, doch wo ist meine Werkstätte?“ Ich suchte das ganze Haus aus, durchstöbere jeden Winkel, doch ich kann nichts finden. „Ist denn nirgends ein Plätzchen da, wo ich in Frieden meine Hobelbank aufstellen könnte?“

Bruder Leo meinte, ich könnte es vorläufig, bis das neue Klosterchen besser eingerichtet wäre, im Pferdestall versuchen. Gesagt, getan. Ich zog mit meiner Hobelbank und einem Kasten voll Werkzeug in den Pferdestall ein. Besonders breit durfte ich mich da allerdings nicht machen; denn auf der einen Seite standen die Pferde, auf der andern war die Futterkiste nebst Pferdegeschirren, Säcken, Körben und sonstigen Stallutensilien. Immerhin aber blieb auch für mich noch ein bescheidenes Plätzchen übrig, und ich war herzlich froh, hier Obdach und Unterschlupf gefunden zu haben.

Doch meine Freude sollte nicht lange dauern. Eines schönen Morgens kommt P. Superior und bedeutet mir, ich müsse heraus, denn der Pferdestall solle in einen „Speisesaal“ umgewandelt werden. „Gut, wohin soll dann ich?“ „Auf den Dachboden hinauf! Da ist Platz genug für einen Schreiner.“

Ich packte also meine sieben Sachen zusammen, stieg eine halbschwerische Stiege hinauf und ließ mich auf dem Dachboden häuslich nieder. Das war nun ein feines Plätzchen, etwas ganz anderes, als im schmutzigen Pferdestall. Ich fühlte ordentlich, daß ich „gestiegen“ war! Besonders schön war die Aussicht. Wenn ich den großen Holzladen aufmachte — Fenster gab es natürlich keine — schweifte mein Blick über die schönen, im sattesten Frühlingsgrün prangenden Wiesenründe und die großen Waldungen dahin. Ich sah den Turm von Walbeck, den rauchenden Fabriksschlot von Straelen, sah unter mir die holländischen Maurer und Handlanger, die an unserm neuen Kirchlein arbeiteten, kurz, es war ein ideales Plätzchen da oben. Auch die frische, gesunde Luft bekam mir, der ich Afrika in sehr bedenklichem Gesundheitszustand verlassen hatte, ungemein wohl. Ich lebte in dem schönen, europäischen Frühling neu auf! —

Aber auch hier sollte meines Bleibens nicht lange sein. Auf einmal kommt der Bescheid, ich müsse wieder ausziehen, denn der Dachboden solle zu einem Speisesaal eingerichtet werden. — Gehorsam ist des Christen Pflicht; für den Ordensmann gilt dieser Satz doppelt. Ich verließ also mein stolzes Heim, stieg vom Dachboden herab und wanderte dem Kuhstalle zu. Hier, zwischen Kuhstall und Scheune, war ein offener Schuppen. Da zog ich mit meiner Hobelbank ein und arbeitete in Wind und Regen bis zum Beginn der Ernte. Dann trieb man mich wieder heraus. Der Schuppen wurde

„Getreidemagazin“, und „der Barthel konnte schauen, wo er den Most hole“.

Ein Schluck Most hätte mir nicht geschadet, leider konnte ich keinen finden, ebenso wenig, als ich eine Werkstätte finden konnte. Ich arbeitete daher unter Gottes freiem Himmel. Vom Regen hatte ich nicht zu leiden, denn es regnete den ganzen Hochsommer hindurch fast keinen Tropfen, gefroren habe ich auch nicht, setzte doch anfangs Juli eine Dige ein, die selbst mir, dem alten Afrikaner, ordentlich das Fell bräunte.

Der Sommer ging vorüber, es nahte der Herbst. Da kamen — es war am Feste Maria = Geburt — von Mariannhill her wieder drei Brüder: Br. Ignaz, der Krankenwärter, Br. Bernard, der Schuster, und Br. Winfried, der Schmied. Letzterer brauchte eine Werkstätte; doch so einen schwarzen, feuergefährlichen Mann kann man nicht im nächsten besten Lokale einquartieren, wie den harmlosen Schreiner. Er mußte etwas abseits vom Klosterlein eine eigene Schmiede haben, und ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, sie ihm zu bauen. Es sollte eine bloße Bretterbude sein, und da konnte ich leicht helfen, denn ich hatte mir in der afrikanischen Mission in solchem „Häuserbau“ eine ziemliche Praxis erworben. In kaum einer Woche stand die ganze Schmiede, 8 Meter lang und 4,5 Meter breit, fix und fertig da. Der Schmied zog ein, ich, der Schreiner und Baumeister, aber auch; denn ich dachte, die geräumige Schmiede biete Platz für uns beide. Anfangs ging es

auch, denn der Schmied hatte noch auf sein Werkzeug, Hammer, Ambos, Zangen und Blasbalg usw., das man erst in Deutschland kaufen und hieher transportieren mußte, zu warten. Wie aber alles da war, und Bruder



Bei der Holzleite im Wald.

Winfried anfang, auf seinem Ambos zu hantieren, daß rechts und links die Funken umeinanderstoben und auch in meine Späne hineinfliegen, da hieß es: „Geraus mit dem Schreiner! Da ist ja die höchste Feuersgefahr, und könnte uns schließlich das ganze Klosterchen überm Kopf

abbrennen. Schmied und Schreiner passen nicht zusammen!“

Ich lief, als ob wirklich schon das ganze Kloster brenne und suchte und fand ein neues Heim im Keller. Da war es schön kühl und drohte keine Feuersgefahr. Rechts und links waren die nackten Mauern und übermir ein Gewölbe aus Beton. Schon begann ich mich hier heimisch zu fühlen, — da kam die Kartoffelernte. Wir hatten in dieser nützlichen Knollenfrucht den besonderen Segen Gottes erfahren. Fr. Servulus, unser eifriger Schaffner, brachte eine Wagenladung nach der anderen daher und lud sie alle im Keller ab, sodaß schließlich der arme Barthel nochmals wandern mußte.

Diesmal aber traf ich's besonders gut. Ich kam in die neue Kapelle. Sie war unter Dach, die Wände waren schon übertüncht, und ein Dekorationsmaler war eben daran, ihnen etwas Farbe und Leben zu geben. doch Altar und Bilder fehlten noch, alles war „wüst und leer“; für mich aber war der Raum wie geschaffen. Hier konnte ich mich einmal gehörig rühren mit den langen Brettern, denn ich sollte Kirchenbänke, einen Betstuhl, ein Podium für den Hochaltar usw. machen; auch hatte der Gedanke, daß ich in einem künftigen Klosterlein arbeite, etwas Erhebendes für mich. Ich dachte an die vielen hl. Messen, Kommunionen, religiösen Vorträge und Gottesdienste usw., die hier im Laufe der Zeit stattfinden sollten, und an die schöne Gelegenheit, die auf mich selber warte, hier meine Seele zu heiligen. Doch wie ich da eines schönen Tages so sinne und meditiere, kommt plötzlich P. Superior zu mir und spricht: „Bruder Barthel, machen Sie schnell! Bis heute Abend muß die ganze Kirche rein und proper sein, denn morgen früh soll die erste hl. Messe darin gelesen werden!“ — Ich traute meinen Ohren kaum, doch siehe, einige Minuten darauf kam schon ein halbes Duzend Postulanten herein. Der eine trug ein Bild, der andere ein Stück vom Altar, ein dritter und vierter etwas für die Sakristei, kurz, ich sah, es werde Ernst und tat nun auch meinerseits alles, um schleunigst mit meiner Arbeit fertig zu werden. Es ging; noch am selben Abend wurde das neue Kirchlein benediziert, das Allerheiligste eingesetzt, und am nächsten Morgen die erste heilige Messe darin gelesen.

Ich selbst wanderte wieder in den Keller hinab, den man inzwischen zur Hälfte ausgeräumt hatte. Bin zur Zeit noch darin, hab' aber schon etwas läuten hören, als wollte man nächstens die Schreinerei im — alten Kloster etablieren. Ist mir auch recht, ich hab' jetzt gelernt, mich in alles zu fügen und finde jedes Plätzchen schön, in dem der Frieden und der Segen Gottes wohnt, und das ist im Kloster überall der Fall.

Findet sich unter unsern Lesern keiner, der diesen Frieden und Gottessegens mit mir teilen will? Unser Klosterlein ist nun fertig, verschiedene Postulanten sind auch schon gekommen und prüfen hier ihren Beruf für die Mission in Mariannhill, aber noch immer ist Platz da für neue Kandidaten. Brauchen können wir noch viele: Studierende und Unstudierte, Bauersleute und Handwerker, Priester und Laien, sofern sie nur guten Willens und wahrhaft von Gott berufen sind. Die näheren Aufnahmebedingungen enthält ein Prospekt, der auf Verlangen jedem gratis und franko zugeschickt wird. Man wende sich nur an eine Vertretung der Mariannhiller Mission oder an den Superior des Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, bei Kempen, Rheinland.

O wie sehr würde es mich freuen, wenn sich durch diese Zeilen auch nur ein einziger frommer und seelen-

eifriger junger Mann angetrieben fühlte, sich dauernd unserer Mission anzuschließen! St. Joseph, schicke unserm Hause brave und tüchtige Postulanten!

Auf der Aehrenlese beim Amakusa-Stamm.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Ich verließ Umdumela und ritt zum Kraale des Njakasana, jenes zweiten Greises, der schon seit geraumer Zeit getauft zu werden wünschte. Er ist verheiratet. Die Frau ist noch ziemlich bei Kräften, ihn selbst aber hat Gicht und Rheumatismus alle Sehnen und Muskeln so verbogen und mitgenommen, daß er nicht einmal aufrecht stehen, geschweige denn gehen kann. Ganz gekrümmt und zusammengekauert sitzt das arme Männchen, sofern es die Witterung gestattet, vor seiner Hütte, bei schlechtem Wetter aber drinnen beim warmen Herdfeuer.

Njakasana hat im Gegensatz zum stillen, friedliebenden Umdumela ein sehr bewegtes Leben hinter sich. In seiner Jugendzeit war er ein verwagener, übermütiger Geselle. Selbst jetzt noch blüht zuweilen ein eigentümliches Feuer aus seinen tiefschwarzen Augen. Er war unter seinen Altersgenossen der gewandteste Fechter, ein vortrefflicher Schwimmer und ein gefährlicher Wilddieb. Das Wildern ließ er erst, als er der ewigen Geldstrafen satt wurde und man ihm den letzten Affagai weggenommen hatte.

Sehr oft war er in Handel und Streitigkeiten mit den anderen jungen Burschen verwickelt. Da war er dann der Held des Tages und schlug wütend nach rechts und links, machte er auch selbst noch so viele Hiebe und Rüsse bekommen. Manch' tiefe Narbe an seinem hageren Leibe legt heute noch Zeugnis ab von den Kämpfen, die er bestanden. Kurz, er war ein Wildfang erster Klasse und hatte selbst unter den Heiden kaum seinesgleichen.

Dennoch war er der Liebling seines Vaters. Es gefiel ihm der Mut und die unbeugsame Kraft und Stärke seines Sohnes; noch mehr aber liebte er die jastigen Aehrenbraten, die er seiner ungezähmten Jagdlust zu verdanken hatte. Njakasana nahm sich frühzeitig ein Weib, das er nicht ungnädig behandelte, im übrigen aber blieb er der Alte. Bei jedem Biergelage und jeder heidnischen Hochzeit war er dabei. Um Bier zu bekommen, schenkte er selbst einen Weg von drei bis fünf Stunden nicht, und manche Woche lebte er, wie er mir selbst gestand, ausschließlich vom Utschwalala oder Kaffernbier. War er dann etwas angeheitert, so respektierten ihn alle; denn er war nicht nur ein gewandter Kämpfer, sondern hatte auch ein böse, schlagfertige Zunge.

Im allgemeinen ist der Kaffer im betrunkenen Zustand linksch und tölpelhaft; er lallt beim Sprechen wie ein Kind, das erst das Reden lernen muß. Die Kaffernweiber dagegen werden nach reichlichem Biergenuß wild und kühn und verfügen über eine Zungenfertigkeit, die schon manchem übel mißspielte. So eine gefährdete Weiberzunge hatte auch Njakasana, obgleich er ein Mann war. Jeder, der ihn kannte, ging ihm daher vorsichtig aus dem Weg, sobald er merkte, er habe schon zu tief in den Utschwalatopf geschaut.

Dieses sein rauschlustiges Wesen vererbte sich auch auf einige seiner Kinder. Sogar eines seiner Mädchen, das er, um seinen guten Willen zu bekunden, in die Czenstochauer Schule schickte, war, obgleich kaum 12 Jahre